

Ansgar Hörsting

Das Wesentliche

Was bringt uns missionarisch nach vorn? Oder anders gefragt: Was muss geschehen, damit in Deutschland mehr Menschen zum Glauben an Jesus Christus finden?

Meine These lautet: Wir brauchen eine Kultur der Evangelisation. Sie trägt und umgibt einzelne missionarische Aktionen. Aktionen sind nötig! Aber die Kultur liegt zugrunde und sie muss gefördert werden.

Was gehört zu einer solchen Kultur? Grundlagen, Werte, Überzeugungen, Gewohnheiten und Vorbilder. Ich nenne hier die für mich wichtigsten Punkte.

Gottes Liebe

Sie trägt uns. Sie war von Anfang der Schöpfung da. Sie hat Gott dazu gebracht, in das Leben von Menschen hineinzuwirken. Sie war in Jesus Christus. Die Liebe Gottes zeigt sich in der Schöpfung, am Volk Israel und am allerdeutlichsten in Jesus Christus. Aus Liebe wurde er Mensch. Aus Liebe starb er. In seinem Tod ist ein für alle Mal und für immer das Opfer gebracht (Hebräer 9,12; LUT), wodurch Menschen Zugang zu Gott haben, eine Beziehung, Frieden mit ihm. Diese Liebe vermittelt uns der Heilige Geist. Die Bibel hat diese Liebe Gottes zum zentralen Inhalt. Das ist Evangelium, die gute Nachricht, dass Gott alles in Ordnung gebracht hat – und alles in Ordnung bringen wird.

Missionarischer Aufbruch geschieht nur da und immer da,

wo diese Liebe Gottes Menschen erreicht. Umgekehrt ist es ein Hemmnis für Mission, wenn diese zentrale Botschaft vergessen, verändert oder aus der Mitte verdrängt wird. Die mangelnde Klarheit in der Verkündigung zum Sühnopfer Jesu ist ein trauriges Beispiel dafür. Menschen, die die Liebe Gottes nur allgemein und nicht in dieser zugespitzten Form verstehen, werden nicht im Namen Jesu missionarisch sein.

Als ich mit zwanzig Jahren diese umwerfende und aufwühlende Liebe Gottes annahm und zugleich akzeptierte, dass es dazu keine Alternative gibt, war meine Reaktion spontan und selbstverständlich. Niemand musste es mir sagen. Alle meine Gedanken und Sinne waren auf die Frage gerichtet: Wie kann diese einmalige Botschaft von Jesus zu den Leuten, die sie noch nicht kennen? Das beschäftigte mich und ich fing an, alles Mögliche auszuprobieren. Bis heute.

In all den Jahren danach habe ich überall das Gleiche beobachtet: Wo die Liebe Gottes Menschen erreicht, werden sie missionarisch.

Wo sie nicht missionarisch sind, gibt es viele Ursachen und Hemmnisse und Lähmungen, aber eins ist immer grundlegend: Die Liebe Gottes ist nicht bekannt oder nur theoretisch und allgemein, hat aber die Herzen nicht erreicht und verändert.

Als Bund Freier evangelischer Gemeinden haben wir ein Leitmotiv: »Bewegt von Gottes Liebe bauen wir lebendige Gemeinden«. Gottes Liebe bewegt. Wir haben dieses Leitmotiv nicht, weil wir alle so unzweifelhaft von Gottes Liebe bewegt wären. Wir haben das Leitmotiv, weil wir meinen, dass wir ständig daran erinnert werden müssen. Denn wir kennen die Gefahr, dass wir von anderen Kräften in Aktionismus getrieben werden: Druck, schlechtes Gewissen oder oberflächliche Ergebnissucht. Deswegen halten wir uns mit dem Leitmotiv vor Augen, worauf es ankommt, nämlich darauf, von Gottes Liebe bewegt zu werden. Wer nicht mehr begeistert über die Liebe Gottes sprechen kann, wird einen nachhaltigen missionarischen Aufbruch nicht fördern können.

Wir brauchen Gottes Liebe, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Gott lieben

»Liebe Gottes« kann man auch noch anders auffassen, nämlich als Liebe *zu* Gott. Dies ist das höchste Gebot: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt« (Matthäus 22,37; LUT). Diese Liebe zu Gott, ungeteilt, gibt uns die Ausrichtung für alles, was im Leben geschieht. Es geht um Gott. In allem soll er das Zentrum sein. Es geht um ihn, seine Heiligkeit, Einzigartigkeit, Größe. Diese Liebe zu ihm muss hier am Anfang genannt werden, weil Mission diesen Gott und das Verhältnis der Welt zu ihm thematisiert. Menschen werden spüren, ob wir Gott lieben, ob wir begeistert sind von ihm und ob wir etwas mit ihm zu tun haben. Mir sagte mal ein Pastor einer sehr missionarischen Gemeinde, sie würden zuerst Jesus-zentrierte Gottesdienste und nur in zweiter Linie besucherfreundliche Gottesdienste feiern. Ich bin nicht der Typ, der diese beiden Aspekte gegeneinander ausspielt. Aber missionarischer Aufbruch – und das ist ja das Thema hier – braucht Jesus-Zentriertheit und die Liebe zu Gott in allem. Denn von was sonst ist zu reden, wenn nicht von Gott?

Gerade der deutsche missionarische Aufbruch braucht diese Dimension, weil wir (wie in der gesamten westlichen Welt) sehr menschenzentriert denken, leben und oft auch glauben. Das ist geschichtlich zu erklären, hilft den Menschen aber nicht weiter. Indem wir Gott lieben und von ihm begeistert sind, nehmen wir andere einfach mit hinein in die göttliche Dimension dieser Welt.

Wir brauchen die Liebe zu Gott, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Aufrichtig an Menschen interessiert sein

Jesus fährt fort und sagt: »Das andere aber ist dem (zuerst genannten Gebot) gleich: ›Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst«(Matthäus 22,39; LUT). Ich übersetze »Nächstenliebe« für mich schon länger mit »aufrichtigem Interesse« am Nächsten. Mir ist bewusst, dass damit nicht alles gesagt ist. Aber mir geht es darum, dieses große Wort »Liebe« so zu erklären, dass deutlich wird, was wir brauchen. Oder sollte ich sagen: was ich brauche!?

Es geht um die Gefahr, dass wir beim missionarischen Wirken lediglich die Botschaft loswerden wollen, unsere Pflicht erfüllen, unser Programm durchziehen, die Mitgliederzahlen erhöhen wollen, Angst vor der schrumpfenden Kirche haben und so weiter und so fort. Und es besteht die Gefahr, dass wir mit Menschen sprechen, auch über Jesus sprechen, oder sie zu Veranstaltungen einladen, aber kein Interesse an ihnen haben.

»Habe ich Interesse am anderen Menschen?« – Das ist eine hilfreiche Kontrollfrage für all mein Wirken. Diese Selbstprüfung verhindert, dass ich den anderen zu einem »Missionsobjekt« degradiere. Interesse wird meinen Umgang respektvoll machen. Und wenn ich Interesse habe, werde ich auch mutig sein, um mögliche Grenzen zu überwinden.

Dieses Interesse am Menschen ist ein Motor für das, was wir heute »ganzheitliche Mission« nennen. Besonders in der westlichen Welt (aber nicht nur dort) konstruieren manche ein unseliges Gegeneinander von Evangelisation und Diakonie, von Wort und Tat. Ich war zehn Jahre mit der international tätigen Allianz-Mission unterwegs. In Asien, Afrika, Südamerika ist es unmöglich, an der Not der Menschen vorbeizugehen, wenn man ein aufrichtiges Interesse an Menschen hat. Diese Not, die uns aus diesen Kontinenten besonders bekannt ist, wird zunehmend auch Menschen in Europa, in Deutschland betreffen. Manchmal möchte ich wegsehen, oft erschlägt mich die Not. Aber wenn ich aufrichtig an diesen Menschen interessiert bin, werde ich mich damit befassen. Aus Liebe.

Dieses Interesse am Menschen ist der Motor dafür, unser Gemeindeleben und unsere Verkündigung am Puls der Zeit zu haben. Nicht um nachzuplappern, was in der Gesellschaft gesagt wird, sondern aus Interesse am Menschen. Wir werden fragen: »Was denken, was fühlen Menschen heute?« – »Warum handeln sie so, wie sie handeln?« Wir werden fragen und hinhören, wenn wir Antworten bekommen und sie nicht zutexten.

Ich kenne keine Gemeinde, die langfristig missionarisch arbeitet, in der Menschen nicht die Erfahrung machen: Da hat jemand echtes Interesse an mir als Mensch.

Wir brauchen dieses aufrichtige Interesse an Menschen, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Die Dringlichkeit erkennen

Es nützt alles nichts: Wenn ein Christ nicht erkennt, dass es beim Glauben an Jesus Christus um sehr viel geht, dann wird er letztlich nicht missionarisch wirken. Ich kenne keine missionarisch wirksame Gemeinde, in der es nicht Leute gibt, die klar auf dem Schirm haben: Ohne Jesus Christus sind Menschen verloren. Sie sind gefährdet. Sie leben an ihrer Bestimmung vorbei. Sie stehen nicht in der Gemeinschaft mit Gott und werden auch nicht hineinkommen.

Daraus entsteht eine Dringlichkeit, ein dringlicher Wunsch, dass diese Menschen doch den Glauben kennenlernen.

Mission ist in aller Munde. Eine Fußballmannschaft hat die Mission, den Cup zu gewinnen. Ein Unternehmen hat die Mission, ein Produkt auf den Markt zu bringen. Und spricht man nicht auch von der »Marsmission«? Es ist noch keine Mission durchgeführt worden, geschweige denn ans Ziel gekommen, wenn Menschen nicht ein dringliches Anliegen, eine Leidenschaft für etwas hatten. So ist es auch im missionarischen Aufbruch von Christen und Gemeinden. Es braucht solche Leute. Ich höre schon die Kritiker sorgenvoll die Stimme erheben: »Es ist doch Gottes Missi-

on! Stellst du hier nicht den Menschen zu sehr in den Mittelpunkt? Das macht Druck!« Ich halte dagegen: Am Anfang und im Kern stehen die Liebe Gottes und sein Wirken. Deswegen beginnt dieser Artikel mit der Liebe Gottes! Sie trägt, motiviert und wirkt. Gott schenkt seine Liebe. Das ist seine Mission. Aber er gebraucht und befähigt dafür Menschen. Und nach meiner Beobachtung hatten die immer das dringliche Anliegen, dass Gottes Mission vorwärtsgeht. Und sie hatten immer eine Idee davon, dass Menschen ohne diese Liebe verloren sind. Das ist ihnen nicht egal.

Nun weiß ich und kenne es von mir selbst und von anderen, dass man diesen Aspekt so einseitig betonen kann, dass es schräg wird.

Wenn er der einzige Aspekt ist, dann entsteht, was mir aus früheren Zeiten berichtet wird und was möglicherweise auch heute noch vereinzelt der Fall ist: dass nämlich nur über Verlorenheit gesprochen wird, dass mich Angst oder schlechtes Gewissen zum missionarischen Gespräch treiben, dass ich meinen Freund oder mein Gesprächsgegenüber ausschließlich als »verloren« betrachte, ihn aber nicht auch als einfach von Gott gut geschaffen, geliebt und angesprochen ansehe.

Auch hier: Schluss mit den falschen Alternativen. Es mag sein, dass früher oder irgendwo die Dringlichkeit überbetont wurde. Die Alternative darf aber nicht sein, keine Dringlichkeit mehr zu sehen.

Ich jedenfalls schaue in die Gemeinde- und Kirchenlandschaft und sage: Wo keine Dringlichkeit empfunden wird, wird missionarisches Wirken schwach. Und wo ausschließlich Dringlichkeit herrscht, wird das missionarische Wirken krampfhaft, freudlos und wenig einladend.

Und ich schaue genauso in mein eigenes Herz und sage: Wo ich keine Dringlichkeit empfinde, bin ich ein netter Kerl und das will ich gerne sein, aber ich werde niemandem überzeugend und gewinnend den Glauben an Jesus näherbringen können.

Wir brauchen ein Empfinden für die Dringlichkeit der Mission, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Gute Gewohnheiten entwickeln

Kultur ist Gewohnheit im Verhalten. Eine gute Gewohnheit ist, dass wir überall, wo es sich ergibt, gute Beziehungen zu Menschen pflegen. Es ist für mich völlig unverständlich, wie ein Jesusnachfolger ein Leben führen kann, in dem er nur Kontakte zu Christen hat. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sich so etwas entwickeln kann. Da gibt es für mich keine Ausreden. Wer die Werte, die ich oben beschrieben habe, teilt, der wird immer Kontakte zu Menschen ohne Jesus Christus haben. Es wird zur Gewohnheit, mit ihnen Geburtstag zu feiern, mit ihnen Zeit oder Hobbys oder gemütliche Abende zu teilen. Einfach als Menschen. Einfach aus Interesse. Einfach so – und natürlich als Nachfolger Jesu.

Zur Gewohnheit muss es werden, alles in der Gemeinde so zu tun, dass Menschen ohne Gottesbezug zumindest Punkte finden, an denen sie anknüpfen können. Die Maxime, alles so zu tun und zu formulieren, dass ein vom Glauben völlig »unbeleckter« Mensch versteht, was im Gottesdienst geschieht, ist eine Überforderung und hoch kompliziert. Jeder Satz müsste dann durch fünf weitere erklärt werden. Das ist Krampf. Ich meine daher etwas anderes: Gäste werden spüren, ob sie willkommen sind. Und wenn etwas unverständlich bleibt (das wird es immer!), dann spüren sie: Hier ist Gott anwesend.

In Gottesdiensten muss es zur guten Gewohnheit werden, Gottes Heiligkeit und Liebe, sein Interesse am Menschen, aber auch seine Souveränität und Größe zur Sprache zu bringen. Meine Erfahrung zeigt mir, dass man auf beiden Seiten vom Pferd fallen kann: Man kann eine Sprache pflegen, die zu weit weg ist von den Leuten, oder eine, die sich anbietet.

Zur Gewohnheit muss es werden, dass Leute in unseren Gemeinden freundlich begrüßt werden. Nicht aufdringlich. Offen, respektvoll, auf sie zugeschnitten. Man kann das lernen. Wer es lange nicht gemacht hat, wird sich verkrampfen. Wer es sich zur Gewohnheit macht, für den ist es ganz natürlich.

Zur Gewohnheit muss es werden, dass die normale sonntägli-

che Verkündigung Jesus Christus so zur Sprache bringt, dass Menschen zum Glauben gerufen werden. Das heißt nicht, dass die Predigt eine Evangelisationspredigt im klassischen Sinne ist. Man kann auch für die Christen predigen, die schon jahrelang dabei sind und dabei so von Jesus sprechen, dass man die Grundlagen für jedermann verständlich macht. Das Evangelium ist einfach – und es ist doch so groß und so tief, dass wir nicht damit fertig werden, es zu erklären. Wenn Verkündiger das nicht lernen, wird die Gemeinde auf »den großen Evangelisten« warten – und dann enttäuscht sein. Wer nicht in der Lage ist, das Evangelium von Jesus Christus zu predigen, sollte gar nicht predigen. Wer das Evangelium von Jesus nicht einfach zur Sprache bringen kann, hat das Zentrum verpasst.

Wir brauchen gute Gewohnheiten, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Vorbilder aufsuchen

Das meiste, was wir vertieft lernen, haben wir uns von anderen Menschen abgeguckt. »Du kannst deine Kinder erziehen wie du willst, sie machen doch, was du getan hast«, sagen Eltern manchmal erschrocken, manchmal ganz beruhigt im Blick auf ihre Kinder.

Das meiste, was ich im Blick auf Mission gelernt habe, habe ich von Vorbildern gelernt. Männer und Frauen, mit denen ich Alltag erlebt habe. Leute, mit denen ich in der Gemeinde gearbeitet oder bei missionarischen Aktionen Erfahrungen gesammelt habe. Leute, die ganz natürlich und ohne Aufsehen ihren Glauben bezeugt haben. Menschen, die inmitten schwieriger Situationen gefragt haben: »Darf ich für Sie beten?«, und zwar so, dass es nicht komisch gewirkt hat. Jesus war mit seinen Jüngern unterwegs. Das klassische Rabbi-Jünger-Verhältnis bestand darin, dass der Jünger dem Rabbi auf die Finger sah und es ihm nachtat. So wurde es von Generation zu Generation weitergereicht. Bis heute.

Bei einer Untersuchung im Bund Freier evangelischer Gemein-

den haben wir festgestellt, dass alle evangelistisch-missionarischen Gemeinden das Thema »Jüngerschaft« immer ganz weit oben angesiedelt haben. Das war ihr Thema. Sie sind evangelistisch unterwegs, und darin enthalten ist immer auch ein Konzept, um Jünger zu machen, wie Jesus es geboten hat. Sie sind mit ihnen im Glauben unterwegs. Von Mann zu Mann, von Frau zu Frau. Als wir vor wenigen Wochen einen sehr wirksamen Evangelisten und Gemeindegründer in den Ruhestand verabschiedet haben, wurde er gefragt, was ihn über all die Jahre so leidenschaftlich gehalten habe. Seine Antwort lautete: Jüngerschaft – selbst bei Jesus in der Schule zu bleiben und Jüngerschaft zu leben. So blieb er selbst frisch und er wurde zum Vorbild für viele andere. Auch für mich.

Alles Bücherlesen hilft wenig, wenn man sich nicht aufmacht und mit anderen etwas ausprobiert. Um funktionierende Konzepte missionarischer Gemeinde kennenzulernen, ist es unumgänglich oder zumindest hilfreich, eine zu erleben. Inzwischen waren Dutzende unserer Pastoren in der Freien evangelischen Gemeinde Rapperswil (Schweiz), weil man dort sehen und erleben kann, wie sie es machen. Noch besser wäre es, ein ganzes Jahr dort zu sein, aber schon drei Tage vor Ort bewirken mehr als viele theoretische Überlegungen. So wollen wir auch in Deutschland modellhafte Gemeinden gewinnen, damit Menschen sich ansehen können, wie man missionarische Gemeinde leben kann.

Wir brauchen Vorbilder, um eine Kultur der Evangelisation zu entwickeln.

Dieser Artikel umfasst einige wesentliche Elemente missionarischer Arbeit. Es gibt sicher viel mehr. Ich bin überzeugt, dass missionarische Aktionen, Verkündigung am Puls der Zeit, die Erfahrung, dass Menschen erneuert werden, geschehen wird, wenn wir diese Grundsätze beherzigen.

Ein Wort zum Schluss. Mission ist Kampf, denn der Satan ist dagegen. Aber Mission ist vor allem Freude! Wir sind mit der Liebe Gottes unterwegs, wir lieben Menschen, sie ist spannend und anspruchsvoll und sie hat immer ein gutes Ziel.

Eine Kultur, die misstrauisch eingeübt wird, hat keinerlei Chance. Nur wer mit Freude und Begeisterung dabei ist, wird weiterkommen und andere anstecken. Deswegen: Viel Spaß!



Ansgar Hörsting, Jahrgang 1965, lebt mit seiner Frau Susanne im Ruhrgebiet. Er liebt Sport, gutes Essen, Kaffee und Abwechslung. Er hat mit zwanzig Jahren Jesus Christus kennengelernt und sein Leben dem Ziel gewidmet, dass andere Menschen ihm ebenfalls begegnen. Er ist seit 2008 Präses im Bund Freier evangelischer Gemeinden, weitere berufliche Stationen waren Missionsleiter, Pastor und Altenpfleger.